

Die Zeitungs Welt

Nr. 5

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

Ketten.

Roman von Heinrich Keller.

(Fortsetzung)

Frau Wendel gab keine Antwort. Sie hatte gerade Winder aus dem Haustor kommen sehen.

Mit seinem gewohnten, freundlich schalkhaften Lächeln begrüßte er die beiden Frauen. Die Mutter erkundigte sich, wie es dem Photographen gehe, bei dem Winder jetzt immerfort stecke. Er lasse sich ja gar nicht mehr sehen. Nesi fragte ganz unvermittelt, wann er von Wien weggehe oder ob er sich's vielleicht gar überlegt habe.

„Können Sie's denn nimmer erwarten, Fräul'n Nesi?“ sagte er, „möchten S' mich bald aus 'm Haus haben? . . . No, trösten S' Ihnen, 's dauert nimmer lang. Dann haben S' a Ruh vor mir, Fräul'n Nesi! . . . O, ergebenen Diener, Herr Armenrat!“ rief er jetzt laut in den Laden hinein. Er zog tief die Klappe und verbogte sich bis fast auf den Erdboden. Er wußte, daß Herr Wendel solche hänselnde Ehrenbezeugungen für bare Münze nahm, und hatte jedesmal seine übermütige Freude daran, wenn der eingebildete Tropf herablassend dankte.

Doch heute erfolgte gar keine Antwort.

„Habe die Ehre, Herr Gemeinderat!“ wiederholte Winder seine Begrüßung, in der Titulatur um eine Stufe höher steigend, und als Wendel noch immer keine Antwort gab, dienerete der junge Mann zum drittenmal, noch höflicher, noch ehrfurchtsvoller, noch freigebiger mit dem Titel.

„Meine Hochachtung, Herr Bürgermeister!“ rief er laut.

Wendel sah ihn mißgünstig an, wulsterte verächtlich die Lippen, räusperte sich mit großer Umständlichkeit und spuckte in weitem Bogen aus. Dann rauchte er weiter, ohne sich um den jungen Mann zu kümmern.

„Heute z' Haus, Herr von Wendel?“ stichelte Winder unermüdlich weiter, „heut g'schieht gar nix für die Wiener Stadt?“

Da war Wendels Geduld zu Ende. Er erhob sich schwerfällig, stellte sich breit vor Winder hin und maß ihn mit wütenden Blicken. In seinem geröteten Trinker Gesicht schwellen die Adern.

„Halten S' wen andern zum Narren, Sie Wurstel, Sie!“ schrie er empört. Dann ließ er sich wieder gewichtig auf die Bank fallen und streckte seine massiven Beine weit von sich.

„Aber was fällt denn Ihnen ein, Herr von Wendel?“ rief Winder mit unschuldiger Miene.

„Herr Armenrat — ah, pardon, jetzt werden S' bald Gemeinderat, net wahr?“

Nun wurde Wendel gesprächig. Zalle ihm gar net ein, bemerkte er lebhaft, er denke nicht mehr daran. So dumm sei er nicht.

Ganz erstaunt fragte Winder, wie denn das zugehe, Herr Wendel habe doch selbst erzählt, daß man ihn als Kandidaten aufstellen werde, und nun wolle er nichts davon wissen? Das sei doch jammer schade.

Wendel zog mit großer Erbitterung gegen das Wahlkomitee los. Man habe von ihm bindende Versprechungen über gewisse Programmpunkte verlangt. Er lasse sich aber keine Vorschriften machen. Wenn andere dazu bereit seien — er tue es einmal nicht. Das habe er nicht nötig. Da verzichte er lieber darauf und habe der ganzen Gesellschaft „adieu“ gesagt.

Winder war über diese Undankbarkeit der Leute enttäuscht, die einen so verdienten Mann hatten ziehen lassen, und fragte ganz naiv, warum denn Herr Wendel wegen einer so unbedeutenden Ursache gleich mit einer empfindlichen Strafe vorgegangen sei und seine schätzbare Straß der Allgemeinheit entzogen habe.

Nein, mit den Leuten wolle er nichts mehr zu tun haben, fluchte Wendel. Die könnten ihm gestohlen werden, die ganze Gesellschaft. Er habe es gründlich satt, sich mit dem dummen Volk noch weiter abzugeben. Und nötig habe er's auch nicht. Damit stapfte er ins Zimmer, in dem man ihn noch lange rumoren hörte.

Frau Wendel atmete auf. Gott sei Dank, bemerkte sie flüsternd zu Winder, mit einem ängstlichen Seitenblick nach dem Zimmer, nun würde dieses Wirtshausgehen und Sausen endlich aufhören. „Sie“ hätten ihn einfach übergangen, sich um ihn gar nicht gekümmert. Was er da sage, seien lauter Lügen. Das habe er jetzt davon, der Narr, daß er sein Geschäft jahrelang vernachlässigt und sich immer eingebildet hätte, man warte nur auf ihn, so einen wie er gebe es gar nicht. . . . Geschehe ihm ganz recht, fuhr sie in einem Zuge fort, was verstehe denn ein Greisler von der dummen Politik? Das solle man den Faulenzern und Nichtstuern überlassen, die keine andere Beschäftigung haben. Für anständige Geschäftsleute sei das nicht, ewig in den Wirtshäusern herumlungern und nichts arbeiten. . . . Freilich, fügte sie enttäuscht hinzu, eine Gemeinheit sei es trotzdem von den Leuten, einen Menschen so lange herumzufoppen, ihm alle möglichen Versprechungen zu machen, damit

er sich flüchtig auszuweichen lasse, und ihn dann mir nichts dir nichts beiseite zu schieben. Ausländig sei das gerade nicht.

Sie hatte sich trotz ihrer ewigen Unzufriedenheit über den Leichtsin ihres Mannes sehr darauf gefreut, „Kran Gemeinderat“ zu werden.

Nesi hatte die ganze Zeit kein Wort gesprochen. Mißmutig an ihrer Unterlippe nagend saß sie da und starrte die große blasser Mondscheibe an, die unbeweglich am blaugrauen Himmel stand, von einem trüben, verschwimmenden Nebelkreis umgeben. Als sie zu Bette ging, konnte sie noch immer den Gedanken nicht loswerden, was für ein unausbleiblicher Mensch doch dieser Winder war. Ganz harmlos, aus wirklichem Interesse, hatte sie ihn gefragt, ob er noch immer aus Auswandern denke, und er hatte ihr, nur um sie zu fränken, eine so bissige und höhnische Antwort gegeben, daß ihr die Lust vergangen war, noch weiter mit ihm zu reden. Er war wirklich ein unangenehmer Patron!

1.

Nesi saß bei der Arbeit. Es war spät am Nachmittag. Goldiger Sonnenschein lag auf dem Hof. Die Pflastersteine glitzerten in der hellen, blendenden Lichtstut. Hoch und saftig stand das Gras im Gärtchen, funkelnde Wassertröpfchen wiegten sich auf den Halmen. Neppig duftete der Fliederstrauch, und auf der Schlehdornhecke lagen zarte, weiße Blüten. Die großen Blätter des Kastanienbaumes warfen flüchtige Schattenkringel, die auf dem Pflaster hin und her huschten. Auf dem leicht geröteten Gesicht des jungen Mädchens spielten die Sonnenstrahlen.

Im Gartenhäuschen war die Glasklause geöffnet, und drin, im vollen Licht der Nachmittagssonne, saßen Frau Bollinger und der Photograph an einem Tische und arbeiteten. Die junge, schwarzgekleidete Dame zeichnete eifrig, über das Reißbrett gebeugt, und krall, der damit beschäftigt war, eine stattliche Anzahl von Bildern auf Kartons zu spannen, und mit Kleister und Pinsel hantierte, sah von Zeit zu Zeit auf die fortschreitende Zeichnung, verglich sie sorgsam mit der photographischen Vorlage und machte wohl auch hie und da Ausstellungen in seinem pedantischen, ernsten Ton.

Sonst war es im Hof leer und ruhig. Der Brunnen stand verlassen und still. In Frau Wondrascheks Wohnung waren Tür und Fenster geschlossen, die Frau war auswärts, „ins Waschen“ gegangen, und die Tochter Fanni hatte

wieder eine Stelle in einer Fabrik als Sortierer gefunden. Die Thür der Hausbesorgerwohnung stand offen, in der Küche spülte Frau Thomas das Geschirr. . . .

Nesi saß allein im Zimmer. Der Vater hatte schon sein Nachmittagsschläfchen beendet und stand mit einer langen Pfeife im Munde vor dem Laden, stolz und selbstbewußt. Er hatte sich schon längst über sein politisches Mißgeschick getröstet und zum großen Leidwesen der Frau die Wirtshausbesuche wieder aufgenommen. Nun machte er alle Anstrengungen, um wenigstens Bezirksrat zu werden, und erzählte jedem, dessen er auf der Straße habhaft werden konnte, daß er sich's überlegt habe und seine Tätigkeit ausschließlich dem Bezirke widmen wolle, in dem er geboren sei und immer gelebt und gewirkt habe.

Mit der Arbeit nahm's Nesi nicht sehr genau. Es eilte nicht. Sie ließ sich behaglich gehen. Manchmal legte sie beide Arme auf den Tisch der Nähmaschine, die sie stillstehen ließ. Dann hörte sie dem lustigen Gezwitscher der im Gärtchen herumfliegenden Sperlinge zu, horchte, was die Hausfrau und der Photograph wohl drin im „Salettl“ sprechen mochten oder blickte zum fahlblauen Himmel empor und verfolgte den Zug der kleinen, flockigen Wölkchen und der schwarzen, dichten Rauchsäule, die aus dem Schornsteine einer benachbarten Färberei qualmig dick emporstieg und am Himmel wie eine träge Riesenschlange fortzoch. . . . Dann wurde wieder das Schwungrad in Bewegung gesetzt, und Nesis geschickte Hände hoben die Seide unter der auf und ab tickenden Nadel. . . .

Nun ruhte sie wieder aus. Sie sah von der Arbeit auf und starrte wie verloren in den Hof hinaus, als ob sie dort irgend etwas suchte. Doch plötzlich — sie wollte ihren Augen nicht trauen . . . eine hochgewachsene, kräftig gebaute Männergestalt trat gerade aus der Torwölbung in den Hof, elegant gekleidet, auf dem vollen, geröteten Gesicht ein behagliches Schmunzeln, der Blick neugierig suchend. Im Knopfloch steckte ein zierliches Weischenbüschel.

Nesi durchzuckte es seltsam. Diese Gestalt, die ihr sofort bekannt vorgekommen war, dieses Gesicht — das war ja die lustige Bekanntschaft von der Straße und von ihrem Besuch bei Frau Holzmann her. . . . Zähes Rot schloß ihr in die Wangen. Rasch, ehe er sie noch bemerken konnte, beugte sie sich über die Nähmaschine und tat, als ob sie ganz in ihre Arbeit vertieft wäre und nichts hörte und nichts sähe, was um sie vorging. Sie trat eifrig das Pedal und ließ die Nadel klappern. Aber die Hände lagen untätig auf dem Blusenstoff, und die Nadel durchlochte immer wieder dieselbe Stelle.

Der junge Mann blieb am Eingang in den Hof stehen, als ob er etwas suchte. Obwohl Nesi krampfhaft auf ihre Arbeit sah, entging ihr keine seiner Bewegungen. Sie wußte, daß er jetzt die verrostete Tafel las, die über der Hausmeisterwohnung hing, jetzt gegen das Gärtchen hinsah und jetzt wie unschlüssig wieder umkehren wollte; sie wußte auch, daß er sie trotz alledem gesehen hatte und so tat, als wenn er hier ganz fremd wäre. . . . Ein feines, schelmisches Lächeln flog über ihr Gesicht. . . . Nun machte er einige Schritte in den Hof hinein, blickte spähend herum und schüttelte wie ärgerlich den Kopf. Frau Thomas kam sofort heraus. Sie hatte von der Küche aus bemerkt, daß der fremde Herr etwas suchte, und nun fragte sie im landläufig mißtrauisch-barschen Hausmeisterton, was er wünsche. Im selben Augenblick warf Nesi gerade wieder einen schielenden Blick nach der Seite und konnte beobachten, daß der junge Mann sie wie zufällig gesehen hatte und nun auf sie zukam. Sie beugte sich noch tiefer über ihre Arbeit. . . . Sie wußte gar nicht mehr, was um sie vorging. Heiß strömte ihr das Blut ins Gesicht.

„Ah, da schau her!“ hörte sie plötzlich ganz in ihrer Nähe ausrufen. „Wirklich! Das schöne Fräul'n von neulich! So ein glücklicher Zufall! . . . Reiß d' Hand, Fräul'n!“

Sie blickte nicht auf und beachtete den Gruß nicht, als gelte er ihr nicht. Um ihre Mundwinkel zuckte es schelmisch. Der junge Mann trat ganz ans Fenster heran und wiederholte seinen Gruß. Nun mußte sie ihn ansehen. Doch sie machte ein ganz verdunkeltes Gesicht.

„Erinnern Sie sich net mehr an mich, Fräul'n?“ fragte er zutraulich. „Sehen S', ich hab Sie gleich erkannt, trotzdem ich mir's net vorg'stellt hätt, daß ich Sie hier finden werd. . . . Nein, so ein Zufall! . . . Entschuldigen schon, Fräul'n, Greifeneder ist mein Name, Michael Greifeneder. . . . Denken S' nur an die Frau Holzmann, dann wird Ihnen schon alles wieder einfallen.“

Nesi tat, als wenn sie in ihrem Gedächtnis suchte. Sie sah sinnend vor sich hin, legte den Zeigefinger an den Mund und biß die Lippen. Dann leuchtete es plötzlich in ihren Augen auf, sie nickte zustimmend und bestätigte damit, daß sie sich jetzt des gänzlich vergessenen Herrn von neulich wieder zu entsinnen beginne.

„No also!“ rief er glückstrahlend. „Sehen S', Fräul'n, ich hab Sie net vergessen! Ich hab sogar oft an Sie gedacht.“

Stumme Liebe.

Daß ich dich liebe, schafft mir Pein,
Vergebens wünsch ich's, dir zu klagen,
Der Quell springt murmelnd aus dem Stein,
Das volle Herz weiß nichts zu sagen.

Jed' Vöglein singt sein Lied hinaus,
Und Liebe tönt von allen Zweigen,
Die meine drückt kein Wörtlein aus,
Ich kann nur lieben dich und schweigen.

Kann dich nur halten innig still,
In's Aug' dir sehen mit heil'gen Schauern
Und beten, daß sie ewig will,
Die Pein, die selig stumme, dauern.

Robert Schweißel.

„Ah, warum net gar! Von dem Einmalsehen! — Das können S' wem anderen erzählen!“ Sie lachte aber trotz ihrer Ungläubigkeit recht froh und geschmeichelt.

„Ob Sie's glauben oder net!“ antwortete er, ein wenig gekränkt, in betuerendem Ton. „Ich hätt sogar gern g'wußt, wo S' wohnen, aber —“

„Jetzt sehen S' aber, wie S' lügen,“ unterbrach ihn Nesi frohlockend — es klang außerdem wie ein Vorwurf — „hätten S' nur die Frau von Holzmann zu fragen gebraucht —“

„Ja, wenn I' am nächsten Tag gleich aufs Land 'gangen is!“ verteidigte er sich mit dem Ton der verkannten und schwergekränkten Unschuld. „Und am selbigen Abend, da is mir die 'gheite Idee gar net eing'fallen, Fräul'n — Fräul'n — ich weiß ja net wie S' heißen, Fräul'n.“

„Nesi heiß ich, Nesi Wendel.“

Er lachte gemüthlich. „Freut mich sehr!“ erwiderte er gewohnheitsmäßig. „Nesi!“ sagte er dann weich, als wollte er den Namen lieblos. „Ein schöner Name! Ja, schöne Leut haben auch schöne Nam! Der meinige, Michael oder Michel, wie I' mich alle heißen — sehen S', ich machet mir nir draus, wenn mir mein Vater bei der Lauf a anders Kennwort 'geben hätt.“ Er seufzte: „Michel! Da glaubt man immer, das muß ein blöder Kerl sein, der so heißt. Aber das interessiert Sie wenig, Fräul'n Nesi,“ fuhr er nach einer Pause fort. „die Hauptsach is, ich

hab eine große Freud, daß ich Sie so zufällig g'funden hab.“

„Zufällig? Wieso denn? Haben S' denn in dem Haus zu tun g'habt?“

„Ja? Ja. — Wissen S' Fräul'n, das is nämlich — wenn ich's Ihnen erzähl, werden S' lachen. 's is wirklich urkomisch, die G'schicht ich — soll nämlich an Monteur suchen, der für uns arbeitet —“

„Sol!“

„Ja. Und der soll da wohnen.“

„In dem Haus?“

„Ja. Das heißt — vielleicht net. In der Gegend halt. In der Mollardgassen.“

„Die is aber groß. Keine Hausnummer wissen S' net?“

„Aber freilich weiß ich I' — das heißt — eigentlich weiß ich I' net, das is eben das Werk u'würdige.“

„Das is doch nir Merkwürdig's, Herr Greifeneder, daß man keine Hausnummer net weiß. Das kann doch vorkommen.“

„Ja, aber denken S' Ihnen nur, Fräul'n Nesi,“ — er trat jetzt näher heran, bis an die Fensterbrüstung — „daß ich a'rad Sie treff statt dem Monteur — das is doch merkwürdig.“

„Daß Sie a'rad in das Haus zuerst kommen —! Oder haben S' schon in andere Häuser nach'fragt?“

„In andere Häuser? Nein. Das heißt — was sag ich denn? Ja, natürlich — so da und dort.“

„Aha! So, so, so da und dort.“

„Ja, so wie ich a'rad vorbei'gangen bin.“

„Ich versteh. Das muß aber eine z'widere Arbeit sein. No, und Sie haben ihn noch net g'funden?“

„G'funden? Wen denn?“

„No, Ihren — den S' da suchen.“

„Ja so, den? Nein, den hab ich net g'funden. Den such ich ja eben.“

„Ja, richtig, den suchen S' ja eben! — Das is aber schad, Herr Greifeneder, daß S' ihn noch net g'funden haben. Haben S' in dem Haus da schon g'fragt? Wissen S', bei uns wohnt nämlich so ein elektrischer — wie heißt man das?“

„Monteur, Fräul'n Nesi, Monteur.“

„Ja, so einer. Vielleicht is 's der. Wie soll er denn heißen? Den Namen werden S' doch wissen, Herr Greifeneder?“ sagte sie sichernd.

„Den Namen? O ja, ja freilich weiß ich ihn. Er heißt — no! Sapperlot, jetzt hab ich ihn grad vergessen! Zu dumm! Aber auf der Zungen liegt er mir!“ Er schlug sich ärgerlich auf die Stirne. „Na, so was! Und wenn S' mich jetzt totschlagen, fällt er mir grad net ein — Ich bin überhaupt so leicht vergesslich, wissen S'. Das hab ich von mein Vattern. Der is auch so. Die g'wöhnlichsten Sachen, grad wenn er I' braucht, hat er vergessen.“

„Das is wirklich sehr unangenehm,“ sagte Nesi ganz ernst. „Was werden S' also jetzt machen? Is 's wichtig, warum S' den Mann suchen?“

„Wichtig —? No ja, wie man's halt nimmt. Er — er is schon a paar Tag net kommen.“

„Ja, die Monteur, die tun das öfters.“

„Net wahr, ja? . . . Bleibt nir übrig, schau ich halt a anders Mal nach. — Eine dumme G'schicht.“

Frau Thomas hatte sich, als sie bemerkte, daß der Fremde ein Bekannter des Fräulein Nesi sei, zurückgezogen, hielt sich aber noch immer nahe genug, um sich kein Wort der Unterhaltung entgehen zu lassen. Ihr hausmeisterliches Mißtrauen war noch nicht ganz beseitigt. Als nun Frau Bollinger den fremden Mann im Hof erblickte und die Hausmeisterin lauernd dastehen sah, ging sie hinaus, um sich zu vergewissern, was denn da eigentlich vorging. Nun sah sie, daß es Greifeneder war, den sie von Frau Holzmann her kannte.

Er wurde sehr verlegen, als sie ihn fragte, wie er denn herkomme, und mußte die ganze mißglückte Suche nach dem geheimnisvollen Monteur noch einmal erzählen. Nesi begleitete seine Aufklärungen mit schadenfrohem Lächeln. Zu allem Ueberflus kam jetzt auch das Wendelsche Ehepaar ins Zimmer, denn sie hatten durch die Glaskür bemerkt, daß Frau Vollinger und ein fremder Herr draußen vor dem Fenster standen und mit Nesi sprachen.

Frau Vollinger ging wieder in ihr Gartenhäuschen zurück, nachdem sie Herrn Greifeneder die beruhigende Versicherung gegeben hatte, daß Frau Thomas ihm vielleicht Auskunft geben könne. Die Hausbesorgerin erklärte aber mit Bestimmtheit, daß der Herr Winder, der einzige Monteur, der in „ihrem“ Hause wohne, „sein Lebtag“ beim Herrn Weisenberger gearbeitet habe und noch arbeite. — Nein, Weisenberger heiße seine Firma nicht, sagte Greifeneder kopfschüttelnd, und der Name des Mannes, den er suche, sei auch nicht Winder. Das wisse er bestimmt. Vielleicht wohne er im Nachbarhause oder gegenüber, bemerkte Frau Thomas, die sich für die Sache zu interessieren begann. Ob der Herr nicht die nähere Adresse kenne. Als er aber stumm verneinte, wollte sie den Namen wissen, dann könnte man ja bei den Hausmeistern in der Nähe nachfragen, erklärte aber, als Greifeneder auch drauf keine befriedigende Antwort zu geben wußte, mit Entschiedenheit, daß unter solchen Umständen nichts zu machen sei, denn es gebe viele Monteure in der Wiener Stadt. Sie allein kenne deren fünf.

Im Westen begann die Sonne zu sinken. Der Schatten, den das Haus warf, wurde breiter, ein leichter Wind wehte den süßen Flieder- und Kastanienduft ins Fenster. Aus den Fabriken der Nachbarschaft drang das Pfeifen der Nebelhörner herüber.

Nesi hatte ihre Eltern mit Greifeneder bekannt gemacht. Frau Wendel war angesichts des eleganten, vornehmen Herrn sehr verlegen und höflich. Sie bestrebte sich, auf ihn einen günstigen Eindruck zu machen und richtete an ihn einige teilnahmevolle Fragen über den gesuchten Monteur. Der Greisler knüpfte daran ein paar mit philosophischer Kürze hingeworfene Bemerkungen über den „elendigen Zeitpunkt“ und die Unberlässlichkeit der Arbeiter, von denen jeder den großen Herrn spielen wolle. Als Greifeneder darauf antwortete, hatte er sich Nesis Neckereien zu erwehren, die es darauf abgesehen zu haben schienen, ihn in Verlegenheit zu bringen.

Frau Wendel hatte ihn schon mehrmals mit großer Freundlichkeit eingeladen, doch ins Zimmer zu kommen und ein wenig Platz zu nehmen. Herr Wendel bot ihm eine Flasche Bier an, „delikat, wie vom Faß“. Er lehnte ab. Er habe sich schon ohnehin verplauscht und müsse eilen, um noch rechtzeitig ins Geschäft zu kommen. Einen Brummer werde er sich gewiß zuziehen.

Bei dieser Gelegenheit konnte Frau Wendel sich nicht enthalten, an ihn die Frage zu richten, in was für einem Geschäft er angestellt wäre. Eine Nengier, die ja vom Standpunkt einer Frau, für deren Tochter ein feiner Herr sich so lebhaft interessierte, ganz begreiflich war. Als sie nun hörte, daß er Procurist einer elektrischen Gesellschaft mit unansprechlichem, fremdklingendem Namen sei, da stieg ihr Respekt vor Herrn Greifeneder derart, daß sie Mund und Augen aufriß und sogar das schrille Läuten überhörte, mit dem die Signalglocke die Ankunft eines Kunden anzeigte. Erst Wendels ärgerliches Schimpfen, daß sie vor „lauter Tratschen“ das Geschäft vernachlässige, auf diese Weise müsse man ja zugrunde gehen — erinnerte sie an ihre Pflicht; sie empfahl sich eilig und doch respektvoll von Greifeneder und huschte in den Laden.

Die Frauen wollen alle nicht arbeiten, sagte Wendel mit der überlegenen Ruhe eines Weltweisen und suchte das Gespräch von diesem

Stück Frauenfrage auf die moderne Sozialpolitik überhaupt zu lenken, indem er die Bemerkung machte, daß die Zeiten jetzt deshalb so schlecht seien, weil die Menschen keine Lust zum arbeiten hätten. Er wußte schon, wie man Ordnung macht, wenn er etwas zu befehlen hätte. Aber . . .

Nachselzend unterdrückte er die Aufzählung all der Schwierigkeiten, die sich eben seinen Reformplänen entgegenstellten. Greifeneder nickte zuvorkommend und billigte damit Wendels Versicherung, daß „über diese Sache“ noch viel zu reden wäre, bedauerte dann aber, die interessante Unterhaltung abbrechen zu müssen, da er höchste Eile habe. Vielleicht könnten sie ein andermal bei einem Glase Bier gemächlich ein geübertes Wort reden, sagte Wendel beim Abschied. Lachend bemerkte Nesi, wenn Herr Greifeneder wieder einmal einen ausgebliebenen Monteur suchen sollte, würde es sie sehr freuen, ihn zu sehen.

Oh, so lange wollte er gar nicht warten, erwiderte er, auf ihren Scherz eingehend. Wenn Fräulein Nesi gestatte, werde er sich sogar recht bald die Freiheit nehmen. Jedenfalls sei er diesem Monteur dafür sehr dankbar, daß er ihn durch sein Ausbleiben die Gelegenheit verschafft habe, eine so liebe alte Bekanntschaft zu erneuern.

Er reichte Nesi die Hand und drückte die ihre unter fortwährenden Versicherungen, daß er auf ein baldiges Wiedersehen hoffe. Dann zog er das zierliche, duftende Weichenbüschel aus dem Knopfloch und reichte es dem jungen Mädchen mit einer höflichen Verbeugung.

„Die schönsten Weigerl, die ich hab kriegen können,“ sagte er mit gewinnendem, freundlichen Lächeln. „Extra bin ich auf'n „Neuen Markt“ 'gangen, damit ich Ihnen schöne bring. Fräul'n Nesi!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Pflanzenlandschaften Deutschlands.

Von Curt Grottewitz.

Groß ist die Zahl der Pflanzenarten, die man schon auf einem einzigen Spaziergang im Sommer zu Gesicht bekommt. Scheinbar regellos steht da eine Anzahl von Bäumen, dort blüht eine Blume und da eine andere, hier wächst niederes Gras, und dort ist ein Dickicht von Schilf. Wahrscheinlich geben sich nur wenige Spaziergänger Rechenschaft darüber, warum hier die und dort jene Pflanze wächst. Aber jeder wird doch gewisse, immer wiederkehrende Gesellschaften von Gewächsen bald unterscheiden lernen. Die allgemeinsten Pflanzenvereinigungen wie Wald, Wiese, Heide kennt jedermann, doch erst eine nähere Unterscheidung der Wälder, der Wiesen, überhaupt der Pflanzengesellschaften, kann ein Geses in die scheinbar willkürliche Verteilung der Pflanzenwelt bringen. Und diese Unterscheidung erweist sich zugleich sehr fruchtbar. Denn gerade die Vegetation hängt so innig mit den verschiedenartigsten Verhältnissen des Bodens zusammen, auf dem sie steht, daß man aus ihr die ganze Natur des Bodens erkennen kann. Und weiterhin: weil es eine bestimmte Zahl verschiedener sogenannter Pflanzenformationen in jedem Lande gibt, so repräsentieren diese in ihrer Gesamtheit die eigentlichen Naturmöglichkeiten des betreffenden Landes. Gewiß, es gibt auch noch andere Seiten der Naturbetrachtung, die in den Pflanzenlandschaften weniger zum Ausdruck kommt, aber sicher strebt die Pflanzengeographie, die sich mit den natürlichen Pflanzenlandschaften der Länder beschäftigt, danach, jede Formation als den Ausdruck der gesamten Natur des Landes und des Bodens zu erkennen, in dem, auf dem sie wächst.

Deutschland, als das Land ohne Extreme, dessen Klima im Norden und Süden, im Westen und Osten fast dasselbe ist, besitzt nicht die

Mannigfaltigkeit an Pflanzenlandschaften, wie solche Länder, in denen die starken Gegensätze von maritimen und kontinentalem Klima, von wärmeren und kühleren Zonen bestehen. Allein immerhin besitzt Deutschland Gebirge, die bis weit über die Baumgrenze emporreichen, es hat also, wenn auch in sehr geringem Umfange die Vegetationsgesellschaften, welche denen nördlicher Länder analog sind. Es grenzt ans Meer und entbehrt daher auch nicht der Strandformationen, es weist sodann in der Höhe des Grundwasserstandes — ein äußerst wichtiger Faktor — die größte Mannigfaltigkeit auf, es ist auch in seinen geologischen und mineralischen Bodenverhältnissen so reichartig wie irgend ein anderes Land.

Selbstverständlich werden die Faktoren, die auf die Zusammensetzung einer Formation einwirken können, je nach der Art ihres Zusammenwirkens ziemlich verschiedene Pflanzengesellschaften hervorrufen. Bei gleichem Grundwasserstand, bei gleichem Klima und sonstiger Gleichheit der Verhältnisse wird doch ein Stück Land eine andere Vegetation tragen, wenn der Boden reich ist an mineralischen Pflanzennährstoffen, als wenn er arm in dieser Hinsicht ist. Kurzum, die einzelnen Faktoren können sehr verschieden zusammenwirken, äußerst verschieden, und das ist der Grund, daß in der Natur schließlich einmündig dieselbe Formation wieder verschieden zusammengesetzt ist. Hier fehlen in ihr diese und jene Pflanzen, dort kommen bestimmte Gewächse hinzu. Und in sehr vielen Fällen kann die Wissenschaft noch gar nicht sagen, woran es liegt, daß zum Beispiel in diesem Kiefernwald der Wachholder wie Unkraut wächst und in jenem vollständig fehlt. Allein im Großen und Ganzen tragen die einzelnen Formationen doch ein sehr bestimmtes Gepräge, sie lassen sich zum mindesten von einander sehr leicht und scharf abtrennen, mag auch im einzelnen die Zusammensetzung an Pflanzenarten etwas variieren und selbst hier und da in der Natur ein Uebergang von der einen zur anderen vorkommen.

Ein Schema, ein System der Pflanzenformationen aufzustellen ist nicht ganz leicht, da eben die Faktoren in sehr abwechslungsreicher Art zusammenwirken. Teilt man nach den klimatischen Verhältnissen, also in Deutschland besonders nach der Höhe über dem Meeresniveau, so trennt man die Wiesen und Moore der Ebene in unnatürlicher Weise von den entsprechenden Formationen der Gebirge. Teilt man nach dem Grundwasserstand, so reißt man die verschiedenen Wälder begrifflich auseinander. Und so ist es am Ende mit jeder Einteilung. Man muß sich schließlich zu einer Aufstellung entschließen, die den Faktor besonders berücksichtigt, der bei der Bildung von Formationen in einem Lande am meisten in Betracht kommt. L. Gräbener, einer der besten Kenner der norddeutschen Pflanzenwelt, hat die Formationen der Mark Brandenburg zunächst nach dem Gehalt an mineralstoffreichem Wasser in zwei große Hauptgruppen zerlegt; diese Einteilung löst sich auch für das gesamte Deutschland durchführen. Es gibt Pflanzenlandschaften, die auf armem Boden und solche, die auf fruchtbarem Boden wachsen. Zu den ersteren gehören z. B. die Kiefernwälder, die Heiden, die Sandsteppen, die Hochmoore, zu den letzteren sind unter anderem die Buchenwälder, die Auenwälder, die Wiesen, die Wiesenmoore zu rechnen. Die Pflanzenwelt selbst ist nach diesen beiden Gesichtspunkten hin organisiert. Die Pflanzensteriler Bodenarten haben das Aussehen von Fettkraut- oder Heidegewächsen. Die Vegetation reicher Bodenarten besitzt dagegen breite, verhältnismäßig dünne Blätter.

Die beiden großen Formationsgruppen scheiden sich nun in eine größere Anzahl von Hauptformationen, wenn man den Wassergehalt des Bodens berücksichtigt. Was zunächst die Formationsgruppe der reichen Bodenarten be-

Der Gemeindehaushalt.

Von Wilhelm Schröder.

Maacht schon der Einzelhaushalt die Aufstellung eines Wirtschaftsplanes erforderlich, so ist in der Gemeinde die Berechnung der Ausgaben für eine bevorstehende Finanzperiode und der in dieser Zeit zu erwartenden Einnahme eine absolute Notwendigkeit. Sowohl für Städte wie für Landgemeinden besteht daher in Preußen z. B. die Vorschrift, daß über alle Einnahmen und Ausgaben, welche sich im voraus veranschlagen lassen, Magistrat oder Gemeindevorstand einen „Voranschlag“ zu entwerfen haben. Dieser gilt für das Rechnungsjahr oder nach der Städteordnung und der Landgemeindeordnung für die sieben ostelbischen Provinzen auch für eine längere Periode, die aber drei Jahre nicht übersteigen darf. Nach § 120 der Landgemeindeordnung kann durch Beschluß des Kreisausschusses einzelnen Gemeinden zwar die Festsetzung eines Voranschlages erlassen werden, doch ist zur Durchführung jede Gemeinde verpflichtet.

Wie überhaupt im öffentlichen Finanzwesen, so ist es auch in dem der Gemeinde Grundsatz, zunächst sich über die Ausgaben klar zu werden und nach ihnen, soweit die Möglichkeit dazu vorhanden, die Einnahmen zu gestalten. Da der Staat der Gemeinde gewisse ihm zustehende Funktionen übertragen hat, so scheiden sich die Gemeindeausgaben in solche, die staatlichen Zwecken dienen und solche für Gemeindegzwecke. Letztere trennt man wieder in Ausgaben für obligatorisch kommunale Zwecke und solche für fakultativ kommunale Zwecke.

Zu den Ausgaben für staatliche Zwecke gehören die für die Sicherheits-, Gesundheits- und Baupolizei und das Zivilstandswesen, ferner die Ausgaben, die für die Vornahme von Volkszählungen, die Beforgung politischer Wahlen, die Mitwirkung bei den Arbeiterversicherungsgesetzen, die Bildung von Steuerkommissionen und die Erhebung von Steuern gemacht werden müssen.

Unter den obligatorisch kommunalen Zwecken versteht man die, deren Durchführung vom Staate erzwungen werden kann, also das Schulwesen, das Armenwesen, das Wege-, Brücken- und Feuerlöschwesen.

Fakultative Ausgaben nennt man diejenigen, die über das für staatliche und kommunale Zwecke erforderliche Minimum hinausgehen. Es gehören hierher die Ausgaben für den höheren Unterricht, der dem Gelehrten nach dem Staate obliegt, für Kunst, Wissenschaft, Parkanlagen, Schlachthöfe usw., wobei daran zu erinnern ist, daß einzelne dieser Anstalten mit Einkünften verbunden sind, die nicht nur die Kosten decken, sondern auch Ueberschüsse abwerfen. Sie kämen also zum Teil für die Einnahmerubrik in Betracht.

Die Einnahmen der Gemeinden gliedern sich in Steuern, Gebühren, öffentliche und private Dotationen und Subventionen und endlich in Einnahmen aus dem privatwirtschaftlichen Erwerbe.

Die Einnahmen aus der Besteuerung sind die wichtigsten. Sie werden erhoben entweder als selbständige, von den Staatssteuern unabhängige Ertrag-, Einkommen- und Aufwandsteuern oder als Zuschläge zu den Staatssteuern.

Auf die Höhe der Gemeindesteuer ist die Steuerkraft der Einwohner von bestimmendem Einfluß. In Berlin und seinen westlichen Vororten, ebenso in Frankfurt a. M., macht der Zuschlag 100 Proz. und zum Teil noch weniger aus, wobei die Einkommen bis zu 900 Mark, wie dies nach dem Gesetz zulässig ist, unbesteuert bleiben. Ganz anders in Orten mit einer minder steuerkräftigen Bevölkerung. In Königsberg i. Pr., Essen, Dortmund, Barmen, beträgt der Zuschlag

200 Prozent, unter Milbestenerung auch der geringen Einkommen; der Zuschlag steigt in Gleiwitz auf 225, in Rathenow auf 250, in Gaspe auf 275, in Dirschau gar auf 290 Prozent. Entsprechend hoch sind in diesen Orten zumeist auch die als Zuschläge zu den Staatssteuern erhobenen Betriebssteuern, Gewerbesteuern sowie die Grund- und Gebäudesteuern.

Gebühren nennt man die Abgaben, die als spezielles Entgelt für Leistungen und Amtshandlungen städtischer Organe in Betracht kommen. Wir nennen hier das Schulgeld, die Einnahmen aus Erlaubniserteilungen, Konzessionen, der Benutzung von Wägeanstalten, die Marktstandsgelder sowie die Bestattungsgelder. Im weiteren Sinne zählen zu den Gebühren auch die Beiträge, welche zumeist die Grundbesitzer für die Herstellung, Unterhaltung und Reinigung von Straßen zu leisten haben, ferner die Abgaben für die Benutzung von Gas-, Wasser- und anderen gemeinnützigen Anlagen, für Kanalisierung, für Entwässerung und Bewässerung usw.

Dotationen und Subventionen sind Zuwendungen des Staates oder höherer Kommunalverbände an die Gemeinden zur Erfüllung gewisser Funktionen. Subventionen nennt man staatliche Unterstützungen, mit denen die Pflicht verbunden ist, in bestimmten Bedürfnisfällen, so beim Schul-, Armen-, Wegewesen, vorgezeichnete Aufgaben zu lösen. Bei den Dotationen fehlt ein solcher Zusammenhang zwischen Unterstützung und Leistung. Die Dotationen bestehen teils in Vermögenszuwendungen, die der Staat den Gemeinden überläßt; teils sind sie materielle Dotationen, als welche man die Ueberweisung bestimmter periodisch oder nicht periodisch fließender Summen oder die Zuteilung der Erträge von Steuern, Zinsen oder Anoten bezeichnet. Beispiele hierfür bietet Preußen durch seine Provinzialdotationen und durch die Ueberlassung der Extrasteuern, wie Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer an die Gemeinden, wie solche in der preussischen Finanzreform von 1893 vorgesehen sind.

Nächst den Steuern fallen im Gemeindehaushalt die Einnahmen aus dem privatwirtschaftlichen Erwerb am bedeutendsten ins Gewicht. Zwei große Kategorien solcher Einnahmen stehen der Gemeinde zur Verfügung, nämlich die aus der Bewirtschaftung des Grund- und Bodens in ihrem Besitz und die aus gewerblichen Unternehmungen, wie Gasanstalten, elektrische Anlagen, Straßenbahnen usw.

Die wachsende Vielseitigkeit der kommunalen Aufgaben macht in neuerer Zeit oft die Aufnahme von **Anleihen** notwendig, die keineswegs Anzeichen eines Mißverhältnisses zwischen Einnahmen und Ausgaben zu sein brauchen. Sie sind im Gegenteil sehr oft ein Beweis dafür, daß die Gemeinde eine großzügige Wirtschaft auf gesunder Basis eingeführt hat. Der Erwerb von Ländereien, die Anlage einer Kanalisation, die Uebernahme der Beleuchtungsanlagen und des Straßenbahnwesens in Gemeindegzwecke macht es unerlässlich, daß die Ausgaben für derartige Neuerungen nicht nur von der gegenwärtigen, sondern auch von der kommenden Generation getragen werden. Aber auch Anlagen, die dauernd mit einem Defizit wirtschaften, wie Krankenhäuser, können bei sonst rationeller Wirtschaft der Gemeinde getroffen aus Anleihenmitteln errichtet werden.

Nicht nur die Aufnahme von Kommunalanleihen, sondern auch die Art ihrer Tilgung macht der Staat von seiner Genehmigung abhängig. Während der Staat aber für seine Anleihen auf möglichst lang bemessene Tilgungszeiten sieht oder in den meisten Fällen reine Rentenankleihen ohne Kündigung und ohne regelmäßige Tilgung aufnimmt, hält er bei den Kommunalanleihen auf verhältnismäßig kurz bemessene Tilgungsfristen. In Preußen müssen

solche Anleihen mit mindestens 1 Prozent, und wenn sie zu gewinnbringenden Anlagen verwendet werden sollen, mit 1½ Prozent getilgt werden; außerdem sind hierzu die durch die fortschreitende Tilgung ersparten Zinsen aus dem Ertragsüberschusse der Anlagen zu verwenden.

Wie im Staatswesen dem Finanzminister so liegt in der kleinen Gemeinde dem Ortsvorstand, in der größeren dem „Einnahmeverwalter“, die Aufgabe ob, in einem **Voranschlag** Ausgabe und Einnahme mit einander in Einklang zu bringen, den Bedürfnissen des Gemeinwesens entsprechend das **Budget** zu gestalten. Unter Budget versteht man die Berechnung oder Schätzung der Ausgaben für eine bevorstehende Finanzperiode sowie der zu erwartenden Einnahmen zur Deckung dieser Ausgaben für eine Zwangsgemeinwirtschaft. Es ist für einen längeren oder kürzeren Zeitraum ein bestimmter Finanz- und Wirtschaftsplan aufzustellen, der die allgemeinen Grundzüge der Ausgabe- und Einnahmewirtschaft nach Maß und Art kennzeichnet und die „Elemente des finanzwirtschaftlichen Gleichgewichts“ hervorhebt.

Ihrem Wesen nach unterscheidet man **Brutto- und Netto-Budgets**. In einem **Bruttobudget** werden sämtliche Ausgaben und sämtliche Einnahmen im vollen Umfange, also einschließlich der Betriebs-, Verwaltungs- und Erhebungskosten vorgetragen. Ein **Nettobudget** dagegen enthält nur die Reinebeträge der einzelnen Budgetposten, von welchen die Erhebungskosten in Abzug gebracht sind. Das reine Nettobudget kann weder über die volle Steuerbelastung noch über die wirkliche Größe der Kosten bei den Staats- oder Gemeindefunktionen ein Bild geben; es erschwert die Kontrolle, verwischt die Klarheit über das Verhältnis zwischen Ertrag und Betriebskosten und ist daher zu verwerfen. Ganz rein herrscht in den Finanzverwaltungen weder das eine noch das andere Prinzip.

Hauptfinanzetat nennt man den Voranschlag für die gesamte Finanzwirtschaft eines öffentlichen Körpers; er umfaßt im Prinzip alle Zweige der Ausgabe- und Einnahmewirtschaft während einer Finanzperiode. Allerdings ist dieser Zustand wohl nirgends vollständig erreicht, sondern durch Neben- und Spezialstats für einzelne Zweige durchbrochen.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, den äußeren Aufbau des Budgets nach den in Aussicht genommenen Einnahmen und Ausgaben, die sogenannte **Filiation** darzustellen. Nach ihren Bedürfnissen wird jede Gemeinde besondere Posten aufstellen; die allgemeine Uebersicht des Berliner Stadthaushaltes enthält an die vierzig einzelne Hauptpositionen.

Wohl aber ist ein Hinweis auf die Unterscheidung des **ordentlichen** und **außerordentlichen Budgets** am Platze. Wie sonst in jeder Wirtschaft, so treten auch in der öffentlichen Körper neben den regelmäßig wiederkehrenden Bedürfnissen vorübergehende, einmalige Bedürfnisse auf, wie denn auch die Einnahmen teils periodisch, teils unperiodisch sind. Man führt daher in der Finanzpraxis oft zwei voneinander getrennte Stats auf, von denen der eine, der **ordentliche Stat**, die regelmäßigen und dauernden Positionen enthält, während der andere, der **außerordentliche Stat**, die unperiodischen und vorübergehenden Positionen vorträgt. Im Staatswesen und oft auch im Kommunalwesen bildet der außerordentliche Stat mit seinen Neuforderungen hauptsächlich den Gegenstand parlamentarischer Kämpfe. Eine genaue Trennung ist aber nicht möglich, weil gewisse Posten anscheinend außerordentlicher Natur sind, aber tatsächlich, wie Max v. Seckel sagt, sich als periodische Massenerscheinung kennzeichnen. Allgemein nimmt man die **Einheit** des Budgets zur Grundlage und zerlegt jeden Stat in die zwei Hauptableitungen der ordentlichen und der außerordentlichen Einnahmen und Ausgaben.

Wie im Staate, so zeigt sich auch in den Städten allgemein eine Neigung zum Wachsen des Budgets. Der Staatsbürger kann aber den Mehrbedarf der Städte insoweit mit günstigerem Auge betrachten als den des Reichs, weil dort nicht der Militärmoloch den Hauptteil der Einnahmen auffrisht. Die fortwährende Zunahme der städtischen Bevölkerung ist es nicht allein, die das Gemeindebudget ständig aufschwelen läßt; auch die immer vielseitiger werdenden Aufgaben der Gemeinden bringen es mit sich, daß der kommunale Bedarf wächst. Gerade uns Sozialdemokraten braucht daher der wachsende Gemeindefat nicht im geringsten zu jähren, sofern nur eine möglichst gerechte Verteilung der Lasten erfolgt. Im ganzen sind die

Gemeindeausgaben in einem stärkeren Verhältnis gewachsen als die Staatsausgaben. Dies geschah einesteils, weil der Staat gewisse früher von ihm geübte Funktionen der Gemeinde überwiesen hat, und andernteils, weil die Gemeinde wohl oder übel sich immer stärker ihrer Aufgabe, eine soziale Gemeinschaft zu bilden, bewußt werden mußte. Soweit das Staatswesen im ganzen in Betracht kommt, liegen aus neuerer Zeit leider keine Zahlen vor, welche das Wachsen des Gemeindebudgets veranschaulichen könnten. Auf den Kopf der Bevölkerung entfielen in Preußen im Jahre 1849 nur 3,79 Mark, im Jahre 1869 bereits 9,58 Mark, im Jahre 1883/84 schon 11,46 Mark an Gemeindeausgaben. Aus neuerer Zeit möge das Beispiel Berlins zeigen, wie stark

das „Gesetz der wachsenden Tätigkeiten“ im Gemeindeleben wirkt. In der Reichshauptstadt zeichnet sich der maßgebende Freisinnspolitiker wahrlich nicht durch besondere Freudigkeit aus, wenn die Aufgabe einer weiteren Ausgestaltung des kommunalen Wirkens an ihn herantritt. Dennoch stiegen die Gemeindeausgaben seit 1890, wo sie rund 73 Millionen Mark ausmachten, im Jahre 1895 auf rund 90,5 Millionen Mark, im Jahre 1900 auf rund 104,75 Millionen Mark und im Jahre 1905 auf rund 148 Millionen Mark. Auf den Kopf der Bevölkerung entfiel 1890 eine Ausgabe von 46,22 Mark, 1895 eine Ausgabe von 54,01 Mark, 1900 eine Ausgabe von 55,54 Mark und 1905 eine solche von 72,56 Mark.

(Schluß folgt.)

Feierabend.

Skizze von Wilhelm Scharrelmann.

(Schluß.)

Franz ging langsam die vier Treppen hinab und beschloß, in der Nähe auf Klara zu warten. Er mußte sie dann ja sehen, wenn sie beim kam. Plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke, der ihn die Zähne aufeinander beißen ließ.

Sollte Lezhinsky -- er wagte den Gedanken nicht auszudenken und fühlte doch, wie ihm zugleich ein heißer Schauer über den Rücken lief! Der Pole arbeitete mit ihr in derselben Fabrik, und am Ende hatte sie ihm doch vielleicht Gehör geschenkt, war heute Abend mit ihm gegangen, statt auf ihn zu warten, und saß nun vielleicht mit ihm irgendwo in irgendeinem Lokal. Eine wütende Eifersucht überfiel ihn. Er hätte in diesem Augenblicke den Polen würgen können, wenn er ihn zu Gesicht bekommen hätte. Dafür stand er nun noch obendrein auf der Straße wie ein Narr und wartete auf die Ungetreue! Er ballte seine Hände vor Wut in den Taschen und stampfte mit dem Fuße auf das Pflaster.

Seine ganze Leidenschaft war erwacht. Das Blut stieg ihm zu Kopfe und hämmerte in den Schläfen. Die Adern auf seiner Stirn waren geschwollen, und in der Kehle brannte es ihm von Trockenheit und Hitze.

Mit hochgezogenen Schultern ging er an den Häusern entlang, den Schirm der blauen Mütze in die Stirn gezogen. Er wollte die Lokale, in denen er sie vermuten konnte, aufsuchen, mit eigenen Augen wollte er sich überzeugen.

Einer solchen Niedertraut hätte er sie wirklich nicht für fähig gehalten. Er sah ihr Gesicht so deutlich vor sich, die beiden braunen Augen, die so sanftmütig und unschuldig blickten konnten, die schmalen Waden und das volle, braune Haar, das über dem Nacken zu einem starken Knoten geschlungen war.

Im nächsten Augenblicke sagte er sich dann wieder, daß es unmöglich sei, daß sie gewiß sonst durch irgend etwas aufgehalten worden sei. Hatte sie doch selbst immer über den Polen gelacht, der in gebrochenem Deutsch seine Liebeserklärungen stammelte!

Dann aber begann immer wieder leise die Eifersucht in seinem Herzen aufzusteigen, und er ging unwillkürlich schneller und schneller, als könne er noch dazwischen treten, etwas verhindern, verhüten.

Sieben Lokale hatte er nun schon besucht, ohne sie zu entdecken. In jedem stürzte er einen Kognak hinunter, und der fressende Brand des genossenen Getränkes vermehrte nur die glühende Wut, die in ihm loderte.

Ein einziger Gedanke verfolgte ihn unablässig: Lezhinsky und die Klara! Lezhinsky und die Klara!

Sein Gesicht war gerötet von dem genossenen Alkohol und der Erregung, die ihn

erfaßt hatte. Die Augen hatten einen stechen den Ausdruck angenommen, und ein scharfer Zug lag um die zusammengepressten Lippen. Er hatte die Mütze in den Nacken geschoben, weil ihm der Schweiß aus allen Poren brach und in dicken Tropfen auf der Stirne perlte.

An einer Straßenkreuzung begegnete ihm ein Arbeitskollege, der ihn zu einem Glase Bier einlud und ihn dabei vertraulich unter den Arm faßte. Er stieß den Verdachten brutal von sich und eilte weiter.

Vielleicht war sie nun längst zu Hause, und er lief hier noch wie ein toller Hund durch die Straßen. Es war bald zehn Uhr, und sie sah jetzt gewiß gemütlich in ihrem Zimmer.

Er kehrte um und ging wieder nach ihrer Wohnung. Aber da war noch alles wie vorher. Ihr Zimmer war dunkel und verschlossen, und die Logiswirtin wußte keine Auskunft zu geben.

Es schien ihm, als wenn sie ein wenig gelächelt hätte, als er, Gleichgültigkeit heuchelnd, nach Klara gefragt hatte, und dieses leise Lächeln, das kaum merkbar gewesen war, hatte ihm doch das Blut in einem jähen Ströme zum Herzen getrieben.

Er stolperte durch das dunkle Treppenhaus die Treppen wieder hinunter und trat auf die Straße.

Ein feiner Regen hatte eingesetzt, der alles in Nebel hüllte und um jede Gaslaterne einen großen, weißen Lichthof legte.

Lezhinsky und die Klara! rief es in ihm und immer wieder: Lezhinsky und die Klara!

An der nächsten Straßenkreuzung begegnete ihm die Gutische, die eine Freundin der Klara war und die er vor ein paar Sonntagen mit zum Tanzvergäugeln genommen hatte, weil sie gern für den Sonntag bei der Klara bleiben wollte und keinen Liebsten besaß.

Sie erkannten sich gleichzeitig, und die Gutische blieb stehen.

Ob er bei Klara gewesen sei? Es sei ja noch gut abgelaufen. Um ein Haar hätte er sie niemals wiedergesehen!

Was? stammelte er, und alle Farbe wich aus seinem Gesicht.

Ob er es denn nicht wisse? Ob er es denn wirklich nicht wisse?

Er starrte sie an, bleich und voll von den entsetzlichsten Ahnungen.

Und nun hörte er denn, von Tränen und Stößen und Schluchzen unterbrochen, daß die Klara am Nachmittag mit der linken Hand in die Maschine gekommen und gleich mit dem Sanitätswagen ins Krankenhaus gefahren worden sei.

Es war ihm, als wenn er zugleich weinen und lachen müsse.

So war es also nicht wahr! Sie war nicht mit dem Polen zusammen gewesen. Das

war sein erster Gedanke. Und dann begann er erst allmählich zu begreifen, was das bedeuten sollte, was ihm die Gutische da erzählt hatte. Er packte sie am Arm, und seine Stimme klang rau, als er sie fragte, in welches Krankenhaus sie gebracht worden sei, und dann stürmte er davon.

Er mußte sie sehen, ihr Abbitte leisten für das Unrecht, das er ihr in Gedanken getan hatte; heute noch!

Wenigstens mußte er fragen, wie es ihm ginge, wie es um sie stünde!

Am Portal des Krankenhauses erst kam er wieder zu sich. Er trat, ganz in Schweiß gebadet, ein, und die Schwester erblühte, die die Nachtwache hatte, konnte aber keine Auskunft geben. Sie wisse nichts. Es würden so viele Kranke eingeliefert am Tage. Er möge morgen einmal wieder vorsprechen.

Aber er mußte noch heute Abend Klarheit haben. Er sei der Bräutigam des Mädchens, und als solcher dürfe er doch wohl beanspruchen!

Nach einigen Minuten kam die Schwester zurück und berichtete, daß die Kranke den Umständen nach wohl, nur sehr schwach sei. Der linke Arm habe ihr abgenommen werden müssen.

Einen Augenblick taumelte er. Instinktiv griff er nach einer Stütze. Das eiserne Geländer der Treppe lag wie Eis in seiner heißen Hand.

Ob er sie nicht sehen, nicht einen einzigen Augenblick sie sehen könne? Seine Stimme wurde leise und demütig. Er bettete mit Worten und Augen: „Ganz gewiß nur einen einzigen Augenblick!“

Was er denn denke? Das ginge nicht an. Bei Nachtzeit könne niemandem der Eintritt in das Krankenhaus gewährt werden. Es täte ihr wirklich leid. Aber sie dürfe nicht gegen ihre Anweisung handeln.

Und dann stand er wieder draußen in dem rieselnden Nebel und starrte zu den Fenstern hinauf, hinter denen sie lag und litt.

Du und der Lezhinsky? murmelte er leise. Nein, es war unmöglich! Und während er die Worte mit zuckenden Lippen vor sich hin sprach, legte sich ein leises, kaum merkbares Lächeln über seine Züge, während seine Augen sich zugleich mit Tränen füllten. Er sah sie da oben liegen in den weißen Kissen, innerhalb der langen Bettdecken. Er kannte die Säle dort oben wohl. Sein Vater hatte vor Jahren einmal dort gelegen, als er das Unglück mit dem Fuße gehabt hatte. Er sah sie da liegen, still und bleich, und ein großes Gefühl ungeborenen Mitleidens und weher Liebe erfüllte ihn ganz.

Klara, stammelte er leise. Klara . . . und nur immer wieder das eine Wort: Klara! . . .

Der Gemeindehaushalt.

Von Wilhelm Schröder.

Macht schon der Einzelhaushalt die Aufstellung eines Wirtschaftsplanes erforderlich, so ist in der Gemeinde die Berechnung der Ausgaben für eine bevorstehende Finanzperiode und der in dieser Zeit zu erwartenden Einnahme eine absolute Notwendigkeit. Sowohl für Städte wie für Landgemeinden besteht dabei in Preußen z. B. die Vorschrift, daß über alle Einnahmen und Ausgaben, welche sich im voraus veranschlagen lassen, Magistrat oder Gemeindevorstand einen „Voranschlag“ zu entwerfen haben. Dieser gilt für das Rechnungsjahr oder nach der Städteordnung und der Landgemeindevorstand für die sieben ostelbischen Provinzen auch für eine längere Periode, die aber drei Jahre nicht übersteigen darf. Nach § 120 der Landgemeindevorstand kann durch Beschluß des Kreis Ausschusses einzelnen Gemeinden zwar die Festsetzung eines Voranschlages erlassen werden, doch ist zur Buchführung jede Gemeinde verpflichtet.

Wie überhaupt im öffentlichen Finanzwesen, so ist es auch in dem der Gemeinde Grundsatze, zunächst sich über die Ausgaben klar zu werden und nach ihnen, soweit die Möglichkeit dazu vorhanden, die Einnahmen zu gestalten. Da der Staat der Gemeinde gewisse ihm zustehende Funktionen übertragen hat, so scheiden sich die Gemeindegeldausgaben in solche, die staatlichen Zwecken dienen und solche für Gemeindezwecke. Letztere trennt man wieder in Ausgaben für obligatorisch kommunale Zwecke und solche für fakultativ kommunale Zwecke.

Zu den Ausgaben für staatliche Zwecke gehören die für die Sicherheits-, Gesundheits- und Bau-polizei und das Zivilstandswesen, ferner die Ausgaben, die für die Vornahme von Volkszählungen, die Besorgung politischer Wahlen, die Mitwirkung bei den Arbeiterversicherungsgesetzen, die Bildung von Steuerkommissionen und die Erhebung von Steuern gemacht werden müssen.

Unter den obligatorisch kommunalen Zwecken versteht man die, deren Durchführung vom Staate erzwungen werden kann, also das Schulwesen, das Armenwesen, das Wege-, Brücken- und Feuerlöschwesen.

Fakultative Ausgaben nennt man diejenigen, die über das für staatliche und kommunale Zwecke erforderliche Minimum hinausgehen. Es gehören hierher die Ausgaben für den höheren Unterricht, der dem Gesetze nach dem Staate obliegt, für Kunst, Wissenschaft, Parkanlagen, Schlachthöfe usw., wobei daran zu erinnern ist, daß einzelne dieser Anstalten mit Einkünften verbunden sind, die nicht nur die Kosten decken, sondern auch Ueberschüsse abwerfen. Sie kämen also zum Teil für die Einnahmerubrik in Betracht.

Die Einnahmen der Gemeinden gliedern sich in Steuern, Gebühren, öffentliche und private Dotationen und Subventionen und endlich in Einnahmen aus dem privatwirtschaftlichen Erwerbe.

Die Einnahmen aus der Besteuerung sind die wichtigsten. Sie werden erhoben entweder als selbständige, von den Staatssteuern unabhängige Ertrag-, Einkommen- und Anwandsteuern oder als Zuschläge zu den Staatssteuern.

Auf die Höhe der Gemeindesteuer ist die Steuerkraft der Einwohner von bestimmenden Einfluß. In Berlin und seinen westlichen Vororten, ebenso in Frankfurt a. M., macht der Zuschlag 100 Proz. und zum Teil noch weniger aus, wobei die Einkommen bis zu 900 Mark, wie dies nach dem Gesetze zulässig ist, unbesteuert bleiben. Ganz anders in Orten mit einer minder steuerkräftigen Bevölkerung. In Königsberg i. Pr., Essen, Dortmund, Barmen, beträgt der Zuschlag

200 Prozent, unter Mitbestenerung auch der geringen Einkommen; der Zuschlag steigt in Gleiwiß auf 225, in Rathenow auf 250, in Gaspe auf 275, in Dirschau gar auf 290 Prozent. Entsprechend hoch sind in diesen Orten zumeist auch die als Zuschläge zu den Staatssteuern erhobenen Betriebssteuern, Gewerbesteuern sowie die Grund- und Gebäudesteuern.

Gebühren nennt man die Abgaben, die als spezielles Entgelt für Leistungen und Amtshandlungen städtischer Organe in Betracht kommen. Wir nennen hier das Schulgeld, die Einnahmen aus Erlaubniserteilungen, Konzessionen, der Benutzung von Wägeanstalten, die Marktstandgelder sowie die Bestattungsgelder. Im weiteren Sinne zählen zu den Gebühren auch die Beiträge, welche zumeist die Grundbesitzer für die Herstellung, Unterhaltung und Reinigung von Straßen zu leisten haben, ferner die Abgaben für die Benutzung von Gas-, Wasser- und anderen gemeinnützigen Anlagen, für Kanalisierung, für Entwässerung und Bewässerung usw.

Dotationen und Subventionen sind Zuwendungen des Staates oder höherer Kommunalverbände an die Gemeinden zur Erfüllung gewisser Funktionen. Subventionen nennt man staatliche Unterstützungen, mit denen die Pflicht verbunden ist, in bestimmten Bedürfnisfällen, so beim Schul-, Armen-, Begehwesen, vorgezeichnete Aufgaben zu lösen. Bei den Dotationen fehlt ein solcher Zusammenhang zwischen Unterstützung und Leistung. Die Dotationen bestehen teils in Vermögenszuwendungen, die der Staat den Gemeinden überläßt; teils sind sie materielle Dotationen, als welche man die Ueberweisung bestimmter periodisch oder nicht periodisch fließender Summen oder die Zuteilung der Erträgnisse von Steuern, Zinsen oder Quoten bezeichnet. Beispiele hierfür bietet Preußen durch seine Provinzialdotationen und durch die Ueberlassung der Extrasteuern, wie Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer an die Gemeinden, wie solche in der preussischen Finanzreform von 1893 vorgeesehen sind.

Nächst den Steuern fallen im Gemeindehaushalt die Einnahmen aus dem privatwirtschaftlichen Erwerb am bedeutendsten ins Gewicht. Zwei große Kategorien solcher Einnahmen stehen der Gemeinde zur Verfügung, nämlich die aus der Bewirtschaftung des Grund und Bodens in ihrem Besitz und die aus gewerblichen Unternehmungen, wie Gasanstalten, elektrische Anlagen, Straßenbahnen usw.

Die wachsende Vielseitigkeit der kommunalen Aufgaben macht in neuerer Zeit oft die Aufnahme von **Anleihen** notwendig, die keineswegs Anzeichen eines Mißverhältnisses zwischen Einnahmen und Ausgaben zu sein brauchen. Sie sind im Gegenteil sehr oft ein Beweis dafür, daß die Gemeinde eine großzügige Wirtschaft auf gesunder Basis eingeführt hat. Der Erwerb von Ländereien, die Anlage einer Kanalisation, die Uebernahme der Beleuchtungsanlagen und des Straßenbahnwesens in Gemeindevorstand macht es unerlässlich, daß die Ausgaben für derartige Neuerungen nicht nur von der gegenwärtigen, sondern auch von der kommenden Generation getragen werden. Aber auch Anlagen, die dauernd mit einem Defizit wirtschaften, wie Krankenhäuser, können bei sonst rationeller Wirtschaft der Gemeinde getroffen aus Anleihenmitteln errichtet werden.

Nicht nur die Aufnahme von Kommunalanleihen, sondern auch die Art ihrer Tilgung macht der Staat von seiner Genehmigung abhängig. Während der Staat aber für seine Anleihen auf möglichst lang bemessene Tilgungszeiten sieht oder in den meisten Fällen reine Renten anleihen ohne Kündigung und ohne regelmäßige Tilgung aufnimmt, hält er bei den Kommunalanleihen auf verhältnismäßig kurz bemessene Tilgungsfristen. In Preußen müssen

solche Anleihen mit mindestens 1 Prozent, und wenn sie zu gewinnbringenden Anlagen verwendet werden sollen, mit 1½ Prozent getilgt werden; außerdem sind hierzu die durch die fortschreitende Tilgung ersparten Zinsen aus den Ertragsüberschüssen der Anlagen zu verwenden.

Wie im Staatswesen dem Finanzminister so liegt in der kleinen Gemeinde dem Ortsvorstand, in der größeren dem „Einnahmer“ dem „Stadtkämmerer“, die Aufgabe ob, in einem **Voranschlag** Ausgabe und Einnahme mit einander in Einklang zu bringen, den Bedürfnissen des Gemeinwesens entsprechend das Budget zu gestalten. Unter Budget versteht man die Berechnung oder Schätzung der Ausgaben für eine bevorstehende Finanzperiode so wie der zu erwartenden Einnahmen zur Deckung dieser Ausgaben für eine Zwangsgemeinwirtschaft. Es ist für einen längeren oder kürzeren Zeitraum ein bestimmter Finanz- und Wirtschaftspläne aufzustellen, der die allgemeinen Grundzüge der Ausgabe- und Einnahmewirtschaft nach Maß und Art kennzeichnet und die „Elemente des finanzwirtschaftlichen Gleichgewichts“ hervorhebt.

Ihrem Wesen nach unterscheidet man **Brutto- und Netto-Budgets**. In einem Bruttobudget werden sämtliche Ausgaben und sämtliche Einnahmen im vollen Umfange, also einschließlich der Betriebs-, Verwaltungs- und Erhebungskosten vorgetragen. Ein Nettobudget dagegen enthält nur die Reibeträge der einzelnen Budgetposten, von welchen die Erhebungskosten in Abzug gebracht sind. Das reine Nettobudget kann weder über die volle Steuerbelastung noch über die wirkliche Größe der Kosten bei den Staats- oder Gemeindegeldleistungen ein Bild geben; es erschwert die Kontrolle, verwischt die Klarheit über das Verhältnis zwischen Ertrag und Betriebskosten und ist daher zu verwerfen. Ganz rein herrscht in den Finanzverwaltungen weder das eine noch das andere Prinzip.

Hauptfinanzetat nennt man den Voranschlag für die gesamte Finanzwirtschaft eines öffentlichen Körpers; er umfaßt im Prinzip alle Zweige der Ausgabe- und Einnahmewirtschaft während einer Finanzperiode. Allerdings ist dieser Zustand wohl nirgends vollständig erreicht, sondern durch Neben- und Spezialstats für einzelne Zweige durchbrochen.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, den äußeren Aufbau des Budgets nach den in Aussicht genommenen Einnahmen und Ausgaben, die sogenannte **Filiation** darzustellen. Nach ihren Bedürfnissen wird jede Gemeinde besondere Posten aufstellen; die allgemeine Uebersicht des Berliner Stadthaushaltes enthält an die vierzig einzelne Hauptpositionen.

Wohl aber ist ein Hinweis auf die Unterscheidung des **ordentlichen und außerordentlichen Budgets** am Platze. Wie sonst in jeder Wirtschaft, so treten auch in der öffentlichen Körper neben den regelmäßig wiederkehrenden Bedürfnissen vorübergehende, einmalige Bedürfnisse auf, wie denn auch die Einnahmen teils periodisch, teils unperiodisch sind. Man führt daher in der Finanzpraxis oft zwei voneinander getrennte Stats auf, von denen der eine, der ordentliche Stat, die regelmäßigen und dauernden Positionen enthält, während der andere, der außerordentliche Stat, die unperiodischen und vorübergehenden Positionen vorträgt. Im Staatswesen und oft auch im Kommunalwesen bildet der außerordentliche Stat mit seinen Neuforderungen hauptsächlich den Gegenstand parlamentarischer Kämpfe. Eine genaue Trennung ist aber nicht möglich, weil gewisse Posten anscheinend außerordentlicher Natur sind, aber tatsächlich, wie Max v. Siedel sagt, sich als periodische Massenerscheinung kennzeichnen. Allgemein nimmt man die **Einheit des Budgets** zur Grundlage und zerlegt jeden Stat in die zwei Hauptabteilungen der ordentlichen und der außerordentlichen Einnahmen und Ausgaben.

Wie im Staate, so zeigt sich auch in den Städten allgemein eine Neigung zum Wachsen des Budgets. Der Staatsbürger kann aber den Mehrbedarf der Städte insoweit mit günstigerem Auge betrachten als den des Reichs, weil dort nicht der Militärmoloch den Hauptteil der Einnahmen auffriszt. Die fortwährende Zunahme der städtischen Bevölkerung ist es nicht allein, die das Gemeindebudget ständig aufschwelen läßt; auch die immer vielseitiger werdenden Aufgaben der Gemeinden bringen es mit sich, daß der kommunale Bedarf wächst. Gerade uns Sozialdemokraten braucht daher der wachsende Gemeindefiskus nicht im geringsten zu schrecken, sofern nur eine möglichst gerechte Verteilung der Lasten erfolgt. Im ganzen sind die

Gemeindeausgaben in einem stärkeren Verhältnis gewachsen als die Staatsausgaben. Dies geschah einestheils, weil der Staat gewisse früher von ihm geübte Funktionen der Gemeinde überwiesen hat, und andernteils, weil die Gemeinde wohl oder übel sich immer stärker ihrer Aufgabe, eine soziale Gemeinschaft zu bilden, bewußt werden mußte. Soweit das Staatswesen im ganzen in Betracht kommt, liegen aus neuerer Zeit leider keine Zahlen vor, welche das Wachsen des Gemeindebudgets veranschaulichen könnten. Auf den Kopf der Bevölkerung entfielen in Preußen im Jahre 1849 nur 3,79 Mark, im Jahre 1869 bereits 9,58 Mark, im Jahre 1883/84 schon 11,46 Mark an Gemeindeausgaben. Aus neuerer Zeit möge das Beispiel Berlins zeigen, wie stark

das „Gesetz der wachsenden Tätigkeiten“ im Gemeindeleben wirkt. In der Reichshauptstadt zeichnet sich der maßgebende Freisinnspolitiker wahrlich nicht durch besondere Freudigkeit aus, wenn die Aufgabe einer weiteren Ausgestaltung des kommunalen Wirkens an ihn herantritt. Dennoch stiegen die Gemeindeausgaben seit 1890, wo sie rund 73 Millionen Mark ausmachten, im Jahre 1895 auf rund 90,5 Millionen Mark, im Jahre 1900 auf rund 104,75 Millionen Mark und im Jahre 1905 auf rund 148 Millionen Mark. Auf den Kopf der Bevölkerung entfiel 1890 eine Ausgabe von 46,22 Mark, 1895 eine Ausgabe von 51,01 Mark, 1900 eine Ausgabe von 55,54 Mark und 1905 eine solche von 72,56 Mark.

(Zählung folgt.)

Feierabend.

Skizze von Wilhelm Scharrelmann.

(Zählung)

Franz ging langsam die vier Treppen hinab und beschloß, in der Nähe auf Klara zu warten. Er mußte sie dann ja sehen, wenn sie heim kam. Plötzlich durchzuckte ihn ein Gedanke, der ihn die Zähne aufeinander beißen ließ.

Sollte Lezhinsky — er wagte den Gedanken nicht auszudenken und fühlte doch, wie ihm zugleich ein heißer Schauer über den Rücken lief! Der Pole arbeitete mit ihr in derselben Fabrik, und am Ende hatte sie ihm doch vielleicht Gehör geschenkt, war heute Abend mit ihm gegangen, statt auf ihn zu warten, und sah nun vielleicht mit ihm irgendwo in irgendeinem Lokal. Eine wütende Eifersucht überfiel ihn. Er hätte in diesem Augenblicke den Polen würgen können, wenn er ihn zu Gesicht bekommen hätte. Dafür stand er nun noch obendrein auf der Straße wie ein Narr und wartete auf die Ungetreue! Er ballte seine Hände vor Wut in den Taschen und stampfte mit dem Fuße auf das Pflaster.

Seine ganze Leidenschaft war erwacht. Das Blut stieg ihm zu Kopfe und hämmerte in den Schläfen. Die Adern auf seiner Stirn waren geschwollen, und in der Kehle brannte es ihn von Trockenheit und Hitze.

Mit hochgezogenen Schultern ging er an den Häusern entlang, den Schirm der blauen Mütze in die Stirn gezogen. Er wollte die Lokale, in denen er sie vermuten konnte, aufsuchen, mit eigenen Augen wollte er sich überzeugen.

Einer solchen Niedertracht hätte er sie wirklich nicht für fähig gehalten. Er sah ihr Gesicht so deutlich vor sich, die beiden braunen Augen, die so sanftmütig und unschuldig blicken konnten, die schmalen Waden und das volle, braune Haar, das über dem Nacken zu einem starken Knoten geschlungen war.

Zum nächsten Augenblicke sagte er sich dann wieder, daß es unmöglich sei, daß sie gewiß sonst durch irgend etwas aufgehalten worden sei. Hatte sie doch selbst immer über den Polen gelacht, der in gebrochenem Deutsch seine Liebeserklärungen stammelte!

Dann aber begann immer wieder leise die Eifersucht in seinem Herzen aufzusteigen, und er ging unwillkürlich schneller und schneller, als könne er noch dazwischen treten, etwas verhindern, verhüten.

Sieben Lokale hatte er nun schon besucht, ohne sie zu entdecken. In jedem stürzte er einen Stognak hinunter, und der fressende Brand des genossenen Getränkes vermehrte nur die glühende Wut, die in ihm loderte.

Ein einziger Gedanke verfolgte ihn unablässig: Lezhinsky und die Klara! Lezhinsky und die Klara!

Sein Gesicht war gerötet von dem genossenen Alkohol und der Erregung, die ihn

erfaßt hatte. Die Augen hatten einen stechen den Ausdruck angenommen, und ein scharfer Zug lag um die zusammengepressten Lippen. Er hatte die Mütze in den Nacken geschoben, weil ihm der Schweiß aus allen Poren brach und in dicken Tropfen auf der Stirne perlte.

In einer Straßenkreuzung begegnete ihm ein Arbeitskollege, der ihn zu einem Glase Bier einlud und ihn dabei vertraulich unter den Arm faßte. Er stieß den Verdunkelten brutal von sich und eilte weiter.

Vielleicht war sie nun längst zu Hause, und er lief hier noch wie ein toller Hund durch die Straßen. Es war bald zehn Uhr, und sie sah jetzt gewiß gemütlich in ihrem Zimmer.

Er kehrte um und ging wieder nach ihrer Wohnung. Aber da war noch alles wie vorher. Ihr Zimmer war dunkel und verschlossen, und die Logiswirtin wußte keine Auskunft zu geben.

Es schien ihm, als wenn sie ein wenig gelächelt hätte, als er, Gleichgültigkeit heuchelnd, nach Klara gefragt hatte, und dieses leise Lächeln, das kaum merkbar gewesen war, hatte ihm doch das Blut in einem jähen Strome zum Herzen getrieben.

Er stolperte durch das dunkle Treppenhaus die Treppen wieder hinunter und trat auf die Straße.

Ein feiner Regen hatte eingesetzt, der alles in Nebel hüllte und um jede Gaslaterne einen großen, weißen Lichthof legte.

Lezhinsky und die Klara! rief es in ihm und immer wieder: Lezhinsky und die Klara!

In der nächsten Straßenkreuzung begegnete ihm die Guttsche, die eine Freundin der Klara war und die er vor ein paar Sonntagen mit zum Tanzvergnügen genommen hatte, weil sie gern für den Sonntag bei der Klara bleiben wollte und seinen Liebsten besaß.

Sie erkannten sich gleichzeitig, und die Guttsche blieb stehen.

Ob er bei Klara gewesen sei? Es sei ja noch gut abgelaufen. Um ein Haar hätte er sie niemals wiedergesehen!

Was? stammelte er, und alle Farbe wich aus seinem Gesicht.

Ob er es denn nicht wisse? Ob er es denn wirklich nicht wisse?

Er starrte sie an, bleich und voll von den entsetzlichsten Ahnungen.

Und nun hörte er denn, von Tränen und Stößen und Schluchzen unterbrochen, daß die Klara am Nachmittag mit der linken Hand in die Maschine gekommen und gleich mit dem Sanitätswagen ins Krankenhaus gefahren worden sei.

Es war ihm, als wenn er zugleich weinen und lachen müsse.

So war es also nicht wahr! Sie war nicht mit dem Polen zusammen getrieben. Das

war sein erster Gedanke. Und dann begann er erst allmählich zu begreifen, was das bedeuten sollte, was ihm die Guttsche da erzählt hatte. Er packte sie am Arm, und seine Stimme klang rau, als er sie fragte, in welches Krankenhaus sie gebracht worden sei, und dann stürzte er davon.

Er mußte sie sehen, ihr Abbitte leisten für das Unrecht, das er ihr in Gedanken getan hatte; heute noch!

Wenigstens mußte er fragen, wie es ihr ginge, wie es um sie stände!

Am Portal des Krankenhauses erst kam er wieder zu sich. Er trat, ganz in Schweiß gebadet, ein, und die Schwester erwiderte, die die Nachtwache hatte, konnte aber keine Auskunft geben. Sie wisse nichts. Es würden so viele Kranke eingeliefert am Tage. Er möge morgen einmal wieder vorsprechen.

Aber er mußte noch heute Abend Klarheit haben. . . . Er sei der Bräutigam des Mädchens, und als solcher dürfe er doch wohl beanspruchen!

Nach einigen Minuten kam die Schwester zurück und berichtete, daß die Kranke den Umständen nach wohl, nur sehr schwach sei. Der linke Arm habe ihr abgenommen werden müssen.

Einen Augenblick tannelte er. Instinktiv griff er nach einer Stütze. Das eiserne Geländer der Treppe lag wie Eis in seiner heißen Hand.

Ob er sie nicht sehen, nicht einen einzigen Augenblick sie sehen könne? Seine Stimme wurde leise und demütig. Er bettete mit Worten und Augen: „Ganz gewiß nur einen einzigen Augenblick!“

Was er denn denke? Das ginge nicht an. Bei Nachtzeit könne niemandem der Eintritt in das Krankenhaus gewährt werden. Es täte ihr wirklich leid. Aber sie dürfe nicht gegen ihre Anweisung handeln.

Und dann stand er wieder draußen in dem rieselnden Regen und starrte zu den Fenstern hinauf, hinter denen sie lag und litt.

Du und der Lezhinsky? murmelte er leise. Nein, es war unmöglich! Und während er die Worte mit zuckenden Lippen vor sich hinbrach, legte sich ein leises, kaum merkbares Lächeln über seine Züge, während seine Augen sich zugleich mit Tränen füllten. . . . Er sah sie da oben liegen in den weißen Kissen, innerhalb der langen Bettdecken. Er kannte die Säle dort oben wohl. Sein Vater hatte vor Jahren einmal dort gelegen, als er das Unglück mit dem Fuße gehabt hatte. Er sah sie da liegen, still und bleich, und ein großes Gefühl ungeborenen Mitleidens und weher Liebe erfüllte ihn ganz.

Klara, stammelte er leise, Klara . . . und nur immer wieder das eine Wort: Klara! . . .

Hebel und seine Mutter. Die Einblicke, die uns die Selbstbiographien mancher Dichter in ihre Jugendjahre und in ihr Elternhaus gegeben haben, werfen meist helle Lichter auf ihren menschlichen und künstlerischen Entwicklungsgang. Besonders sind es immer die Mütter, denen die Söhne sehr anhängen. Auch bei Hebel war dies der Fall. In seinen Tagebuchaufzeichnungen findet sich nach dieser Richtung hin manche schöne Stelle. Die tiefempfindlichsten Worte über sein Verhältnis zu der Frau, die ihm das Leben gegeben, aber prägt er bei der Kunde von ihrem Tode. Da heißt es unterm 18. September 1838: „Sie war eine gute Frau, deren Gutes und minder Gutes mir in meine eigene Natur versponnen scheint; mit ihr habe ich meinen Nährzorn, mein Aufbrausen gemein, und nicht weniger die Zähigkeit, schnell und ohne weiteres alles, es sei groß oder klein, wieder zu vergeben und zu vergessen. Obwohl sie mich niemals verstanden hat und bei ihrer Geistes- und Erfahrungsstufe verstehen konnte, so muß sie doch immer eine Ahnung meines innersten Wesens gehabt haben, denn sie war es, die mich fort und fort gegen die Anfeindungen meines Vaters, der (von seinem Gesichtspunkte aus mit Recht) in mir stets ein misrathenes, unbrauchbares, wohl gar böswilliges Geschöpf erblickte, mit Eifer in Schutz nahm und lieber über sich selbst etwas Gutes, woran es wahrlich im eigentlichen Sinne des Wortes nicht fehlte, ergehen ließ, als daß sie mich preisgegeben hätte. Ihr allein verdanke ich, daß ich nicht, wovon mein Vater jeden Winter, wie von einem Lieblingsplan sprach, den Bauerjungen spielen mußte, was mich vielleicht bei meiner Reizbarkeit schon in den zartesten Jahren bis auf den Grund zerstört haben würde; ihr allein, daß ich regelmäßig die Schule besuchen und mich in reinlichen, wenn auch geflickten Kleidern öffentlich sehen lassen konnte. Gute, rasselos um deine Kinder bemühte Mutter, du warst eine Märtyrerin. . . Ich war nicht selten, als ich dir noch näher war, rauh und hart gegen dich. . . ich wühlte in deinen Wunden, weil ich sie nicht heilen konnte; deine Wunden waren ein Gegenstand meines Hasses, denn sie ließen mich meine Ohnmacht fühlen. . . Wenn ich an dich denke, an dein unausgelebtes Leben, so wird mir jede Last, die mir das Schicksal auflegt, gegen die deinige leicht dünken; wenn ich mich deiner kümmerlichen Freuden erinnere, die dein Herz dennoch in sanfter Seligkeit aufstauen ließen, so werde ich mich wie freudentor dünken.“

Ein Gemälde Meuniers. Das sogenannte Genrebild stellt den Inhalt in den Vordergrund; das Zustandsbild gibt einen Ausschnitt aus dem wirklichen Leben, ohne Zuspißung auf eine Anekdote hin, ohne gewaltsame, künstliche Gruppierung, die nach Willkür aussehen soll. Noch vor einigen Jahrzehnten herrschte das Genrebild ohne Einschränkung; diese Art Pöbel erschien erst als Kunst; alles andere galt nichts. Diese Herrschaft wurde so nachdrücklich behauptet, daß man noch jetzt das Nachwirken spürt. Dadurch ist es gekommen, daß meist nicht nach dem Materischen, den künstlerischen Qualitäten eines Bildes gefragt wird, sondern nach dem Inhalt, dem Vorgang, und wenn dieser interessiert, so ist das Kunstwerk gerechtfertigt.

Es kam dadurch ein neuer Ernst in die Kunst. Man diene der Wahrheit. Dadurch wurden diese Bilder stiller, einfacher, überzeugender. Es war nicht alles auf eine schlagende, wichtig-sein-sollende Pointe gestimmt. Der Lebenshorizont war ein umfassender. Diese früheren Genrebildchen hatten etwas Enghes, Popfiges. Nun war man ins freie, große Leben hinausgetreten, hatte die Menschen bei der Arbeit aufgesucht und so gelernt, die Zusammenhänge tiefer zu sehen und das Ganze, Große, Wahre im Auge zu behalten. So ist jedesmal solch ein neues, realistisches Bild nur ein Ausschnitt, ein Ausschnitt aus der Wirklichkeit, ein Fragment. Aber gerade in dieser Fragment-Eigenschaft deutet es hin auf die großen Linien des Lebens.

Damit hing als wichtige, weil ausschließlich künstlerische Frage folgende Forderung zusammen. Indem man das Auge ablenkte von dem Genrebildchen, nur einen Ausschnitt gab, in dem nichts Auffallendes zu geschehen brauchte, kam man von selbst dahin, das Technische mehr zu betonen, die materiellen Mittel zu verfeinern. Licht und Luft treten nun an die Stelle des Innenraumes; Licht und Luft an die Stelle der falschen Beleuchtung. Und indem man an diese der Malerei eigentümlichen Probleme rührte, merkte man erst, wie viel man hier verlernt und noch zu lernen hatte. Es begann die Periode des Studierens, in der wir noch stehen und die es mit sich bringt, daß Künstler und Publikum oft auseinandergehen, da der Künstler einseitig seinen Ideen folgen muß, die dann dem Publikum fremd sind. So erhöhte die inhaltliche Erneuerung und Erweiterung des Rahmens auch das Niveau des Künstlerischen.

Wie all das Gesagte gemeint ist, das zeigt sich so recht an dem Bilde: „Dorfstraße“, das Meunier schuf, der die Welt der Arbeit für die Kunstentdeckte. Hier geschieht gar nichts auf dem Wilde. Die Ecke einer wirklichen Dorfstraße. Eine Grubenarbeiterin spricht mit einer alten Frau, die aus der Tür tritt. Ein Kind steht dabei. Im Hintergrund, vor der Tür, ein junger Bursche. Die Frau hat das typische Kostüm der Grubenarbeiterinnen an. Das ist alles. Leute, die unterhalten sein wollen, werden nichts Interessantes finden. Wenn man aber lange hinsieht, dann spürt man, daß dieser Ausschnitt eine Vorlesung von dem Leben gibt. Wie fühlen die einfache Größe, den Ernst dieser Beschäftigungen. Wir haben die Vorstellung, daß es in diesen Häusern viel Arbeit, viel Sorge gibt, aber auch viel Kraft und Größe, die verborgen bleiben, aber doch erkannt werden. Der Maler hat es verstanden, mit den Mitteln seiner Kunst diesem zufälligen Ausschnitt einen markanten Ausdruck zu geben. Trotz des Abstrichen spüren wir etwas von dem großen Rhythmus des Lebens und der Arbeit in diesem Bilde, gerade weil es so einfach und still ist.

Bauernkunst. In allen Ländern finden sich Spuren jener alten Kunst oder vielmehr jenes Kunstgewerbes, die wir als Bauernkunst bezeichnen. Solange diese Kunst in abgelegenen Bezirken für sich existiert, entwickelt sie sich ungehindert und gibt dem bäuerlichen Leben in seiner äußerlichen Erscheinung jene bunte, lustige Mannigfaltigkeit, die in dem abgeschlossenen Milieu besonders intim wirkt. Aber meist dauert es nicht lange, dann dringt die städtische Kultur in diese abgelegenen Kreise und stört die Ruhe. Dann verschwindet nach und nach das Eigene und die Stadt trägt ihren Geschmack auf das Land. Da wird es schwerer, das Alte, Schöne, das so kräftig im eigenen Boden blühte, zu erhalten. Denn der Bauer, der mit der Kultur in Verührung kommt, zieht bald das Städtische, sei es auch noch so charakterlos und schlecht, vor, da es ihm von vornherein als das Wertvollere erscheint. Vereine werden gegründet, die die Volkskunst erhalten wollen. Meist kommt aber nichts Glückliches dabei heraus. Denn künstliches Erhalten wollen eines alten Zustandes kann niemals auf Gelingen rechnen, und es zeugt von geringer Heberzeugung, wenn man sich hier nicht beides und der Entwicklung nicht ihren Lauf lassen will. Wenn eben bäuerliche Kreise so nah mit städtischer Kultur in Verührung kommen, daß ein Austausch der Güter unausbleiblich ist, dann vollzieht sich eben mit folgerichtiger Konsequenz jene Mischbildung, die das Charakteristische zugunsten eines Allgemeinen streicht.

Woher stammt nun die Bauernkunst? Ueber diese interessante Frage, die gerade in der heutigen Zeit des neuerwachenden Kunstgewerbes von Bedeutung ist, hat Dr. M. Jorner ein kleines Buch geschrieben, das betitelt ist: „Von alter und ältester Bauernkunst“. (Paul Neffs Verlag, Bd. 5. Der Führer zur Kunst. Preis 1 Mt.) Eine bewußte Volkskunst gab es nie. Wo eine solche sich gebildet hat, ist sie stets hervorgegangen aus einer Verwilderung der Stadtkunst. Von der Stadt werden Vorbilder entnommen, schließlich wird das Urbild vergessen, die Kopie wird wieder kopiert und so tritt uns denn nach mehrfacher Umänderung das Alte, Nachgeahmte als ein Neues entgegen. Bauernkunst ist eine Kunst, die hinter der Stadtkunst nachhinkt. Der Bauernkünstler vermengt oft die verschiedensten Elemente. Dadurch gewinnen dann seine Erzeugnisse scheinbar an Phantasie der Erscheinung.

Diese Bauernkunst, die wir zumeist auf die letzten Jahrhunderte beschränken, geht ebenso weit in die Vergangenheit zurück, wie sie in der Gegenwart sich noch weiter ausbildet. Jeder Stil hat seine bäuerlichen Ausläufer.

Als Beispiele gibt der Verfasser folgende: Die mächtigen Schleifen der Elsäßerinnen, die „Schlupfhauben“, werden, wenn man sie zurückverfolgt nach dem Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hin, immer kleiner, und schließlich stimmen sie mit den kleinen Schleifen elsäßischer Stadtfrauen überein, die ihrerseits wieder in genau derselben Art von den Pariserinnen des Zeitalters Ludwigs XVII. getragen werden, so daß also die elsäßische Schleife, die oft als ureigener Besitz des elsäßischen Volkstums angesehen wird, auf die Pariser Mode des siebzehnten Jahrhunderts zurückgeht.

Elsäßische Bauernstühle aus dem Beginn des neunzehnten Jahrhunderts zeigen Motivoornamente von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, und diese Form wieder läßt sich in ihrer geschwungenen Art auf den altösterreichischen Doppeladler der Renaissance zurückführen. Der Großvaterstuhl ist der Renaissancelehnstuhl des sechzehnten Jahrhunderts. Wie bei den Möbeln, so geht es auf den anderen

Gebieten. Schwarzwälder Tonstiefen ahmen Delfter Muster nach und vergrößern die Muster. Gehen wir noch weiter, zur Gotik, zurück, so finden wir bäuerliche Nachahmungen von Hochgotik, truben mit all den Mustern, dem Giebel, dem Giebelhorn, dem Herz, den Sprüchen, wie sie der Städtische liebte. Skandinavien ist in dieser Beziehung besonders interessant. Es behielt am längsten den romanischen Stil bei, der in Deutschland längst von der Gotik und der Renaissance abgelöst war. Truben, Mantelbretter, Zenge geben romanische Muster in bäuerlicher Form. Man kann sagen, daß das alte Skandinavien im Verhältnis zu den anderen europäischen Ländern dieselbe Rolle übernahm, wie sie bei uns der Bauer im Verhältnis zum Städler inne hat. Gehen wir man noch weiter zurück, so kann man die septischen Runen zu einem großen Teil als Vorkunst bezeichnen. Sie sind vergrößerte Wiedergabe klassischer Vorlagen. Ebenso blüht in der römischen Kaiserzeit in Italien wie in Deutschland eine Volkskunst, die Töpfereien, Metall-, Graburnen und römischer Vorlage herstellte. Besonders sind hier die Münzen der Germanen, stellen, die deutlich die Vergrößerung und Umbildung antiker Münzen zeigen, bis schließlich das Urbild vergessen wird. Dann folgt im zweiten Stadium der Sempelschneide andere Motive hinzu, je nachdem zeitliche oder örtliche Distanz ihn von den Originalen fernhält. Darauf fußte dann wieder der Nachfolger, und es entsteht etwas ganz Neues, Original-Einheitliches. Aus Verrohung wird so Umbildung und Neuschöpfung. Und damit beginnt dann wieder ein neuer Weg, weil diese Schöpfungen nunmehr Einfluß auf die städtische Kunst gewinnen.

Klassiker der Kunst nennt sich ein Sammelwerk, das die Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart herausgibt. Von den bisher erschienenen 11 Bänden in Lexikonformat liegen uns die beiden letzten „Corregio“ und „Donatello“ vor. Jede dieser Monographien macht mit dem äußeren Lebensgange des in ihr behandelten Künstlers bekannt, gibt Einblick in die Art seines Schaffens und in die Kultur der Zeit, der er angehörte, aus der heraus er seine Kunstwerke schuf. Diesem Texte, der sich etwa auf den fünften bis sechsten Teil eines jeden Bandes beschränkt, sind in reicher Fülle und in vorzüglicher Reproduktionen Bilder angegliedert, die einen umfassenden Ueberblick über das Lebenswerk des betreffenden Künstlers geben.

Corregios Ruhm, dessen eigentliche Träger die 17. und 18. Jahrhundert waren, erzählt in dem 17. und sein Werk behandelnden Bande eine Ehrenrettung. Georg Gronau, der diesen Band herausgegeben, hat mit seinem Verständnis für die Kunst des Meisters und mit anerkanntem Geschick alles das aus dem Leben und Wirken des genialen Mannes zusammengestellt, was ein scharfsinniges Bild von seiner Persönlichkeit zu geben vermag. Die 196 Abbildungen, die diesen Band zieren, sind mit Sorgfalt ausgewählt; die Unterschrift eines jeden Bildes unterrichtet uns über seine Entstehungszeit, über seine Größenverhältnisse, über seine materielle Technik und über den Ort, wo sie gegenwärtig das Original befindet.

Das gleiche trifft für den Band der Sammlung zu, der Donatello behandelt. Paul Schubring zeichnet diese Monographien als Herausgeber. In seiner lehrreichen Einführung in die Welt der Schöpfungen dieses großen Italiens sagte er: „Die Mehrzahl seiner Arbeiten dient der Straßens- und Kirchenkunst; über hohe Gassen, weite Plätze, steinerne Mauern blicken die Lebendigen, festen, glühenden Augen seiner Gestalten. Ein Geschlecht zum Herrschen mehr, als zum Flüstern geschaffen.“ In 277 Abbildungen werden uns die gewaltigen Werke des genialen Künstlers vorgeführt. Wie überschauen seine Schöpfungen in ihren Gesamtwirkungen und in ihren Einzelheiten und der warme Strom von Freude an Kraft und Schönheit, den Donatello beim Schaffen seiner Kunstwerke empfunden haben muß, teilt sich auch uns mit beim Betrachteten des Lebenswerkes dieses Mannes.

Die Ausstattung der beiden vorliegenden Bände der Sammlung „Klassiker der Kunst“ ist eine vornehm. Die Reproduktionen sind gut gekommen; das Charakteristische der Gemälde und Skulpturen ist mit Sorgfalt herausgearbeitet; sie geben in ihrer Gesamtwirkung und in den Feinheiten ihrer Details ein annähernd gutes Bild von den Originalen. Der Preis ist ein verhältnismäßig niedriger, so daß sowohl dem Einzelnen, der für gute Kunst ein reges Interesse hat, wie auch Arbeitervereinen, die den geistigen Bedürfnissen ihrer Mitglieder möglichst vielseitig entgegenzukommen trachten, die Anschaffung der Sammlung „Klassiker der Kunst“ empfohlen werden kann.

Nachdruck des Inhalts verboten!